



1924-07-18

Aus Deutschlands Norden

Gabriele Reuter

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19240718&seite=1&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Reuter, Gabriele, "Aus Deutschlands Norden" (1924). *Essays*. 175.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/175

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Aus Deutschlands Norden.

Von Gabriele Reuter.

Was weiß man in der Phäakenstadt von den einsamen Breiten zwischen Meer und Mark, die sich Pommern nennen? Im Winter dehnen sich die Schneeflächen, so weit der Blick reichen mag, und immer saust und fegt ein wilder Wind, der schon etwas von der herben Kraft der Seeluft in sich trägt. Der Nachbar kann den Nachbarn nur im leichten Gefährt, mit starken Pferden bespannt, erreichen, weil die Wege für menschliche Füße unergründlich sind und man sich jedesmal, am Ziele angelangt, erstaunt fragt, wie die guten Rösser es möglich machten, uns durch all die Eislöcher und Wasserlachen und Schneewehen ohne zerbrochene Knochen ans Ziel zu tragen? Das Ziel: stille Gutshöfe, die so eigenartig ungeschützt wie nackend auf der Fläche liegen, mit ihren strohgedeckten Ställen und Leutehäusern, mit ihren alten Fachwerkbauten, die unter hohem Dache sich schlicht, einstöckig an den mütterlichen Boden schmiegen, von ein paar mächtigen Kastanien oder Linden beschirmt. Pommern ist ein armes Land, mit kargem Boden, nach stolzen Schlössern, wie bei dem schlesischen Adel, in der Provinz Sachsen und in Mecklenburg, sucht man hier vergebens. Auch Güter, die seit Jahrhunderten in den Familien sind, haben noch dieselben primitiven Einrichtungen, niedere Stuben, kleine Fenster, wie zu Großvaters Zeiten. Viele sind in bürgerliche Hände übergegangen. Und der eifrige Landwirt baut allemal zuerst die Ställe und Scheunen aus, dann die Leutewohnungen, kauft Maschinen und lässt drainieren, und ganz zuletzt kommt erst das Herrenhaus. Der Großstädter macht sich in den meisten Fällen gar keinen Begriff, wie unbequem das Leben auf dem Lande den langen Winter hindurch ist, wenn eisige Kälte vom Fußboden herauf und durch die dünnen Wände strömt, sobald die Umgegend des warmen Kachelofens verlassen wird, wie die Hausfrau, zwei Mäntel und den Fahrpelz übereinandergezogen, in dem offenen Jagdwägelchen eineinhalb bis zwei Stunden sich vom Sturm umtoben, vom Regen durchnässen lassen muß, um im nächsten Städtchen die notwendigsten Einkäufe zu machen, denn auch die Dörfer sind arm und bar jeder Kaufgelegenheit. Nur wenn es "Stahlhelmfeste" und "Kriegervereinstanz" gibt, füllt sich der "Krug" mit Leben und Musik.

Pommern gilt für den festesten Hort der Monarchie und hat noch niemals anders als deutschnational gewählt. Wie sollte es auch nicht? Man hält zähe am Alten - das Alte war gut und friedlich – man hütet sich davor, über neue Gedanken und Bewegungen zu grübeln, doch ohne Fanatismus. Der Norddeutsche ist bedachtsam und nüchtern – so tolle Ausbrüche wie den Hitler-Putsch betrachtet man mit Kopfschütteln. Es wird schon alles werden... Der Kaiser wird nicht wieder kommen – man spricht noch von "Seiner Majestät", aber man kann ihm die Flucht nach Holland nicht vergeben. Vielleicht wird der Kronprinz oder doch dessen Sohn das alte Deutsche Reich wieder aufrichten. Auch die Landarbeiter haben zum größten Teil die revolutionären Errungenschaften: "die Rätegeschichten" und dergleichen Weitläufigkeiten beiseite getan, gehören wieder schlicht und recht dem konservativen Landhunde an, dem –: die Herrschaft versteht's schließlich doch am besten, wie es richtig ist! Und die vereinzelt Kommunisten sind, wie jeder sehen kann, nicht die besten Elemente, sondern die Krakeeler in den Dorfschaften. Hie und da hält ein Lehrer die sozialdemokratische Fahne hoch. Hat sich aber einer der Besitzer auf die demokratische Seite geschlagen, so ist er stillschweigend verfemt – völlig aus der Gesellschaft ausgeschlossen. Und das ist auf dem Lande, wo der Nachbar auf den Nachbarn in tausend Angelegenheiten des wirtschaftlichen Betriebes angewiesen ist, weit verhängnisvoller als in der Stadt. Es kommt deshalb auch beinahe gar nicht vor.

Während des Krieges hat der deutsche Landmann gut verdient. Das ist allgemein bekannt. Weniger bekannt ist, wie schwer dieses "Verdienen" oft wurde und daß den Frauen der Besitzer, Bäuerinnen und Rittergutsfrauen, ein hervorragender Anteil zugesprochen werden muß; Hypotheken konnten abgetragen, das Inventar vervollständigt, Maschinen gekauft werden. Nur eines konnte man nicht: das erworbene Geld sparen, zinsentragend anlegen. Hatte man es versucht, und es waren selbstverständlich die soliden Elemente, die es versuchten, so wuchsen die Verluste zur Inflationszeit ins Riesenhafte. Jeder strebte, eilends noch das Geld in "Sachwerte" umzutauschen. Seitdem stolzieren die Bauernmädchen und die Kätnerstöchter bei allen ländlichen Festen in Seide und Florstrümpfen.

Die schwere Krise, in der die Landwirtschaft sich unleugbar jetzt befindet, überfiel sie ohne Rückendeckung, ohne jedes Kapital. Sie lebte immer stark vom Kredit, kann ohne ihn nicht bestehen. Der Gutsbesitzer verkauft seine Ernte im August, September an den Getreidehändler, zur gleichen Zeit wird das entbehrliche Vieh abgestoßen. Nun werden die notwendigen Einkäufe an künstlichem Dünger usw. gemacht, das eingenommene Geld reicht bis zum Frühling. Von da an bis zur neuen Ernte wird der Kredit des Getreide-, des Viehhändlers in Anspruch genommen und wurde bisher anstandslos gewährt, denn einer lebte ja vom anderen. Jetzt hat weder der Getreide- noch der Viehhändler Geld, der Landmann sieht sich außerstande, seinen Geldern die notwendigste Zufuhr und Auffrischung zu geben. Ohne viel Nachhilfe ist dem Boden keine erträgliche Ernte zu entlocken. Zwei nasse, kalte Jahre sind vorangegangen. Und die diesjährige Bestellung war, wie mir ein kluger Landwirt sagte, die schwierigste, die er seit seiner fünfundzwanzigjährigen Arbeit durchgemacht hat. Hunderte von Morgen des kostbaren Winterroggens, Deutschlands Brotgetreide, mußten, hoffnungslos ausgefroren, umgepflügt werden. Bis Ende April konnten in dem Moder des von endlosem Regen durchweichten Bodens die Motorpflüge nicht arbeiten. Wenn die Kartoffel, Deutschlands Volksnahrung, nicht bis Mitte Mai gesteckt war, fiel ihre Ernte schon in die ersten Frosttage des Herbstes. Pommerns Roggen und seine Hauptfrucht, die Kartoffel, haben aber, seit die Provinz Posen und so viel anderes ostelbisches Land uns genommen ist, eine erhöhte Bedeutung für die Wirtschaft.

Man dachte wahrhaftig, es könne hier niemals Frühling werden. Und dann kamen doch ein linderer Luftstrom und ein paar warme Sonnentage! Da wurde gearbeitet, was die Kräfte hergaben, und es wurde geschafft! Man ahnt in den Städten nicht, wie dramatisch sich die Ereignisse auf der Flur, die uns nährt, zuspitzen können.

Der Landmann ist heute nicht mehr der dumpfe Träumer, der in Urväterweise die Saat der Scholle vertraut und das Reifen Gott überläßt. Ein findiger Kopf, ein kühner Experimentator mit neu zu erprobenden Kräften der Chemie und der Technik, ein kluger, überlegter und schnell zupackender Kaufmann muß er sein, wenn er sich den Besitz erhalten will.

Und solche Männer finden sich manche in dem schwerfälligen Pommern – Männer mit bedeutenden Denkerstirnen und durchgeistigten Gesichtern, deren Arbeitszimmer reichhaltige Bibliotheken ernsten Inhalts bergen. Daneben die humoristischen Originale, Kerls von gewaltigem Leibesumfang und gewaltigen Kauwerkzeugen, für die auch der alte Ausspruch eines pommerschen Landmannes gilt, von der Gans, die ein unbequemer Braten sei, für einen zu viel, für zwei Esser zu wenig. Doch über dem genießerischen Untergesicht funkeln zwei listige Aeuglein aus den Fettmassen, und es wäre schwierig, den Inhaber dieser Aeuglein bei Wein und Schnaps übers Ohr zu hauen in irgendeinem Handel.

Solche Leute sind wohl fundiert, besonders wenn sie ihren Gütern einträgliche Industrien angegliedert haben. Sie werden auch die jetzigen schweren Zeiten bestehen. Aber sonst werden in den nächsten Jahren die Zusammenbrüche unter den Landwirten so zahlreich sein wie bei den Kaufleuten, und Ritter- wie Bauerngüter wird es billig und in Mengen zu kaufen geben.

Man bedenke nur: Sämtliche Dinge, kleine und große, die der Landmann braucht, muß er mit hundert Prozent des Friedenspreises bezahlen. Für seine Erzeugnisse erhält er nur siebenzig Prozent des Friedenspreises. Dabei stößt man auf eine völlig dunkle Stelle in der Volkswirtschaft. Das Brot, die Butter, Milch und Fleisch sind im Kleinhandel um ein Bedeutendes teurer, als sie es prozentual gerechnet nach den Preisen sein dürften, welche die Erzeuger erhalten. Wo bleibt die Differenz? Wer bereichert sich hier ungebührlich auf Kosten der Allgemeinheit? Die Großhändler haben kein Geld, verdienen nichts, die Müller, die Großschlächter klagen erbärmlich. Wo steckt der Fehler? Ich bin Feuilletonistin und nicht Volkswirtschaftlerin und wage nicht die Frage zu beantworten, doch scheint sie mir wichtig genug, um darauf hinzuweisen.

Inzwischen ist es Pfingsten geworden, Vor den Herrschaftshäusern, an den Ställen und Scheunen wehten die Maien, die grünen Birkenzweige. Die Luft ist voll Lerchenjubels, schon beginnt der Roggen zu blühen und die Kornblume steht dunkelblau zwischen den graugrünen Halmen, die Gerste wogt in hellerem, golddurchwebtem seidigen Grün. Die Kartoffeln stecken in langen Reihen ihre Blätterbüschel noch schüchtern aus der braunen Erde. Die Wegraie sind überschäumt von den weißen Zitterdolden des Schirlings und des wilden Kümmels, und die alten, phantastisch dünnen hohlen Weidenbäume schütteln neubelaubte Köpfe.

Nun ist auch Pommern reizvoll mit den leicht geschwungenen Linien seiner weithingedehten grünen Flächen, die freundlich durch Birkengruppen und kleine Wäldchen unterbrochen sind – mit dem herrlichen, großen Horizont, an dem dunkle Gewitterwolken sich ballen oder die weichflaumigen Gebilde schönen Sommergewölks durch blaue Lüfte segeln.

Aber – es müßte bald einmal wieder regnen... Der Landmann ist eben niemals ohne Sorge.

Fenilleton.

Aus Deutschlands Norden.

Von Gabriele Reuter.

Was weiß man in der Phäakenstadt von den einsamen Breiten zwischen Meer und Mark, die sich Pommern nennen? Im Winter dehnen sich die Schneeflächen, so weit der Blick reichen mag, und immer faust und fegt ein wilder Wind, der schon etwas von der herben Kraft der Seeluft in sich trägt. Der Nachbar kann den Nachbarn nur im leichten Gefährt, mit starken Pferden bespannt, erreichen, weil die Wege für menschliche Füße unergründlich sind und man sich jedesmal, am Ziele angelangt, erstaunt fragt, wie die guten Köpfer es möglich machten, uns durch all die Eislöcher und Wasserlachen und Schneewehen ohne zerbrochene Knochen ans Ziel zu tragen? Das Ziel: stille Gutshöfe, die so eigenartig ungeschützt wie nackt auf der Fläche liegen, mit ihren strohgedeckten Ställen und Leutehäusern, mit ihren alten Fachwerkbauten, die unter hohem Dache sich schlicht, einstöckig an den mütterlichen Boden schmiegen, von ein paar mächtigen Kastanien oder Linden beschirmt. Pommern ist ein armes Land, mit kargem Boden, nach stolzen Schlössern, wie bei dem schlesischen Adel, in der Provinz

Sachsen und in Mecklenburg, sucht man hier vergebens. Auch Güter, die seit Jahrhunderten in den Familien sind, haben noch dieselben primitiven Einrichtungen, niedere Stuben, kleine Fenster, wie zu Großvaters Zeiten. Viele sind in bürgerliche Hände übergegangen. Und der eifrige Landwirt baut allemal zuerst die Ställe und Scheunen aus, dann die Loutewohnungen, kauft Maschinen und läßt drainieren, und ganz zuletzt kommt erst das Herrenhaus. Der Großstädter macht sich in den meisten Fällen gar keinen Begriff, wie unbequem das Leben auf dem Lande den langen Winter hindurch ist, wenn eisige Kälte vom Fußboden herauf und durch die dünnen Wände strömt, sobald die Umgegend des warmen Kachelofens verlassen wird, wie die Hausfrau, zwei Mäntel und den Fahrpelz übereinandergezogen, in dem offenen Jagdwägelchen eineinhalb bis zwei Stunden sich vom Sturm umtoben, vom Regen durchnässen lassen muß, um im nächsten Städtchen die notwendigsten Einkäufe zu machen, denn auch die Dörfer sind arm und bar jeder Kaufgelegenheit. Nur wenn es „Stahlhelmfeste“ und „Kriegervereinanz“ gibt, füllt sich der „Krug“ mit Leben und Musik.

Pommern gilt für den festesten Hort der Monarchie und hat noch niemals anders als deutschnational gewählt. Wie sollte es auch nicht? Man hält zähe am Alten — das Alte war gut und friedlich — man hütet sich davor, über neue Gedanken und Bewegungen zu grübeln, doch ohne Fanatismus. Der Norddeutsche ist bedachtsam und nüchtern — so tolle Ausbrüche wie den Hitler-Putsch betrachtet man mit Kopfschütteln. Es wird schon alles werden. . . Der Kaiser wird nicht wieder kommen — man spricht noch von „Seiner Majestät“, aber man kann ihm die Flucht nach Holland nicht vergeben. Vielleicht wird der Kronprinz oder doch dessen Sohn das alte Deutsche Reich wieder aufrichten. Auch die Landarbeiter haben zum größten Teil die revolutionären Errungenschaften: „die Rätegeschichten“ und dergleichen Weitläufigkeiten beiseite getan, gehören wieder schlicht und recht dem konservativen Landbunde an, dem — : die Herrschaft versteht's schließlich doch am besten, wie es richtig ist! Und die vereinzeltten Kommunisten sind, wie jeder sehen kann, nicht die besten Elemente, sondern die Krakeeler in den Dorfschaften. Sie und da hält ein

Lehrer die sozialdemokratische Fahne hoch. Hat sich aber einer der Besitzer auf die demokratische Seite geschlagen, so ist er stillschweigend verbannt — völlig aus der Gesellschaft ausgeschlossen. Und das ist auf dem Lande, wo der Nachbar auf den Nachbarn in tausend Angelegenheiten des wirtschaftlichen Betriebes angewiesen ist, weit verhängnisvoller als in der Stadt. Es kommt deshalb auch beinahe gar nicht vor.

Während des Krieges hat der deutsche Landmann gut verdient. Das ist allgemein bekannt. Weniger bekannt ist, wie schwer dieses „Verdienen“ oft wurde und daß den Frauen der Besitzer, Bäuerinnen und Rittergutsfrauen, ein hervorragender Anteil zugesprochen werden muß; Hypotheken konnten abgetragen, das Inventar vervollständigt, Maschinen gekauft werden. Nur eines konnte man nicht: das erworbene Geld sparen, zinsbringend anlegen. Hatte man es versucht, und es waren selbstverständlich die soliden Elemente, die es versuchten, so wuchsen die Verluste zur Inflationszeit ins Riesenhafte. Jeder strebte, eilends noch das Geld in „Sachwerte“ umzutauschen. Seitdem stolzieren die Bauernmädchen und die Kätnerstöchter bei allen ländlichen Festen in Seide und Florstrümpfen.

Die schwere Krise, in der die Landwirtschaft sich unleugbar jetzt befindet, überfiel sie ohne Rückenbedeckung, ohne jedes Kapital. Sie lebte immer stark vom Kredit, kann ohne ihn nicht bestehen. Der Gutbesitzer verkauft seine Ernte im August, September an den Getreidehändler, zur gleichen Zeit wird das entbehrliche Vieh abgestoßen. Nun werden die notwendigen Einkäufe an künstlichem Dünger usw. gemacht, das eingenommene Geld reicht bis zum Frühling. Von da an bis zur neuen Ernte wird der Kredit des Getreide-, des Viehhändlers in Anspruch genommen und wurde bisher anstandslos gewährt, denn einer lebte ja vom anderen. Jetzt hat weder der Getreide- noch der Viehhändler Geld, der Landmann sieht sich außerstande, seinen Feldern die notwendigste Zufuhr und Auffrischung zu geben. Ohne viel Nachhilfe ist dem Boden keine erträgliche Ernte zu entlocken. Zwei nasse, kalte Jahre sind vorangegangen. Und die diesjährige Bestellung war, wie mir ein kluger Landwirt sagte, die schwierigste, die er seit seiner fünfundzwanzigjährigen Arbeit durchgemacht hat. Hunderte von Morgen des kostbaren Winterroggens, Deutsch-

lands Brotgetreide, mußten, hoffnungslos ausgefroren, umgepflügt werden. Bis Ende April konnten in dem Moder des von endlosem Regen durchweichenden Bodens die Motorspflüge nicht arbeiten. Wenn die Kartoffel, Deutschlands Volksnahrung, nicht bis Mitte Mai gesteckt war, fiel ihre Ernte schon in die ersten Frosttage des Herbstes. Pommerns Roggen und seine Hauptfrucht, die Kartoffel, haben aber, seit die Provinz Posen und so viel anderes ostelbisches Land uns genommen ist, eine erhöhte Bedeutung für die Wirtschaft.

Man dachte wahrhaftig, es könne hier niemals Frühling werden. Und dann kamen doch ein linderer Luftstrom und ein paar warme Sonnentage! Da wurde gearbeitet, was die Kräfte hergaben, und es wurde geschafft! Man ahnt in den Städten nicht, wie dramatisch sich die Ereignisse auf der Flur, die uns nährt, zuspitzen können.

Der Landmann ist heute nicht mehr der dumpfe Träumer, der in Urväterweise die Saat der Scholle vertraut und das Reifen Gott überläßt. Ein findiger Kopf, ein kühner Experimentator mit neu zu erprobenden Kräften der Chemie und der Technik, ein kluger, überlegamer und schnell zupackender Kaufmann muß er sein, wenn er sich den Besitz erhalten will.

Und solche Männer finden sich manche in dem schwerfälligen Pommern — Männer mit bedeutenden Denkerstirnen und durchgeistigten Gesichtern, deren Arbeitszimmer reichhaltige Bibliotheken ernststen Inhalts bergen. Daneben die humoristischen Originale, Kerls von gewaltigem Leibesumfang und gewaltigen Rauwerkzeugen, für die auch der alte Ausspruch eines pommerschen Landmannes gilt, von der Gans, die ein unbequemer Braten sei, für einen zu viel, für zwei Esser zu wenig. Doch über dem genießerischen Untergesicht funkeln zwei listige Neuglein aus den Fettmassen, und es wäre schwierig, den Inhaber dieser Neuglein bei Wein und Schnaps übers Ohr zu hauen in irgendeinem Handel.

Solche Leute sind wohl fundiert, besonders wenn sie ihren Gütern einträgliche Industrien angegliedert haben. Sie werden auch die jetzigen schweren Zeiten bestehen. Aber sonst werden in den nächsten Jahren die Zusammenbrüche unter den Landwirten so zahlreich sein wie bei den Kauf-

leuten, und Ritter- wie Bauerngüter wird es billig und in Mengen zu kaufen geben.

Man bedenke nur: Sämtliche Dinge, kleine und große, die der Landmann braucht, muß er mit hundert Prozent des Friedenspreises bezahlen. Für seine Erzeugnisse erhält er nur siebenzig Prozent des Friedenspreises. Dabei stößt man auf eine völlig dunkle Stelle in der Volkswirtschaft. Das Brot, die Butter, Milch und Fleisch sind im Kleinhandel um ein Bedeutendes teurer, als sie es prozentual gerechnet nach den Preisen sein dürften, welche die Erzeuger erhalten. Wo bleibt die Differenz? Wer bereichert sich hier ungebührlich auf Kosten der Allgemeinheit? Die Großhändler haben kein Geld, verdienen nichts, die Müller, die Großschlächter klagen erbärmlich. Wo steckt der Fehler? Ich bin Feuilletonistin und nicht Volkswirtschaftlerin und wage nicht die Frage zu beantworten, doch scheint sie mir wichtig genug, um darauf hinzuweisen.

Inzwischen ist es Pfingsten geworden. Vor den Herrschaftshäusern, an den Ställen und Scheunen wehen die Maien, die grünen Birkenzweige. Die Luft ist voll Lerchenjubels, schon beginnt der Roggen zu blühen und die Kornblume steht dunkelblau zwischen den graugrünen Halmen, die Gerste wogt in hellerem, golddurchwebtem seidigen Grün. Die Kartoffeln stecken in langen Reihen ihre Blätterbüschel noch schüchtern aus der braunen Erde. Die Wegraine sind überschäumt von den weißen Bitterdolden des Schirlings und des wilden Rummels, und die alten, phantastisch dünnen hohlen Weidenbäume schütteln neubelaubte Köpfe.

Nun ist auch Pommern reizvoll mit den leicht geschwungenen Linien seiner weithingedehnten grünen Flächen, die freundlich durch Birkengruppen und kleine Wäldchen unterbrochen sind — mit dem herrlichen, großen Horizont, an dem dunkle Gewitterwolken sich ballen oder die weichflaumigen Gebilde schönen Sommergewölks durch blaue Lüfte segeln.

Aber — es müßte bald einmal wieder regnen... Der Landmann ist eben niemals ohne Sorge.